
„Zum Erstaunen bin ich da“ *Goethe und die Religion*

Otto Betz / Passau

„Ich erinnere mich kaum eines Gebotes, nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes, es ist ein Trieb, der mich leitet und mich immer führt; ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen und weiß so wenig von Einschränkungen als von Reue. Gott sei Dank, daß ich erkenne, wem ich dieses Glück schuldig bin und daß ich an diese Vorzüge nur mit Demut denken darf. Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eignes Können und Vermögen stolz zu werden, da ich so deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menschlichen Busen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, sich erzeugen und nähren könne.“¹ Dieses Bekenntnis, Ergebnis einer kritisch reflektierenden Selbstbefragung, hat Goethe nicht über seine eigene Überzeugung geschrieben, er hat es der „schönen Seele“ in seinem Roman „Wilhelm Meister“ in den Mund gelegt. Es ist gleichsam das Fazit ihres vielfältigen Erfahrungs- und Wandlungsprozesses. Eine junge Frau erlebt die Prägestkraft einer pietistischen Gemeinde, wird aber durch manche Formen der dort gepflegten Frömmigkeit abgestoßen und findet allmählich zu ihrer eigenen Gestalt eines mündigen Glaubens.

Ein Christ eigener Prägung

Dennoch kann man diese Umschreibung auch als eine Kennzeichnung von Goethes eigener Überzeugung verstehen. Er wollte nicht durch Gebote und Verbote in eine Form gepresst werden, sondern der Einsicht in sein eigenes Wesen folgen. Aber er wusste auch, dass es keine völlige Autonomie gibt, dass wir uns einer unbegreiflichen Wirklichkeit verdanken und von ihr abhängig bleiben.

Johann Wolfgang Goethe war ein langes Leben gewährt und er hat ein riesiges Werk geschaffen, dessen Vielgestaltigkeit sich in kein Schema einordnen lässt. Auch sein religiöser Weg hat viele Stationen durchlaufen und unzählige Facetten. Wenn hier versucht wird, die Besonderheit seiner Religiosität anzudeuten, kann es sich nur um Konturen handeln, weil es unmöglich ist, sein Gesamtwerk zu berücksichtigen und der Verästelung seiner so weitgestreuten In-

¹ *Wilhelm Meisters Lehrjahre* VI, in: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hrsg. von E. Trunz. München 1981, Bd. 7, 420.

teressen gerecht zu werden. Wie nötig wäre es, den „Faust“ daraufhin zu untersuchen, welche Spuren und Brechungen sich in ihm finden und in welche Zusammenhänge das ganze Geschehen gerückt wird („vom Himmel durch die Welt zur Hölle“). Wie wichtig wäre es auch, „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ zu befragen, welche Bedeutung die geheimnisvolle Makarie hat, welchen Stellenwert im Gesamtwerk die „pädagogische Provinz“ mit ihrer Einführung in die verschiedenen religiösen Welten hat. Hier jedoch geht es lediglich um einen eingeschränkten Blick in den unübersehbaren Kosmos.²

Goethe ist in das Zeitalter der Aufklärung hineingeboren worden. Es war die Zeit, in der man Traditionen nicht mehr unbesehen hinnahm, sondern sie überprüfte und kritisch hinterfragte. Ein gleichsam selbstverständlicher Glaube war unmöglich geworden, der methodische Zweifel setzte sich durch. Die Einbettung in eine umfassende „Glaubensgemeinschaft“ hatte sich überlebt, das individuelle Leben mit seinen Möglichkeiten der freien Selbstbestimmung wurde – jedenfalls von einer intellektuellen Schicht – als Chance gesehen. Nicht, dass die Religiosität jetzt keine Rolle mehr gespielt hätte, aber es ging um einen persönlichen Glauben, den man nicht „übernahm“, sondern suchte. Wie stehen Glaube und Vernunft zueinander, das musste neu bestimmt werden. Wie können naturwissenschaftliche Erkenntnisse und ein vernunftgeleitetes Denken mit der überkommenen Theologie in Übereinkunft gebracht werden, das hat die Gemüter bewegt.

Weil sich aber die von der Aufklärung beeinflusste Theologie so trocken und rationalistisch entwickelte, entstand eine Gegenbewegung: der Pietismus und die Bewegung der Herrnhuter. Hier durfte die Frömmigkeit noch das Gemüt bestimmen, hier wurden die alten Traditionen noch ernst genommen. Allerdings gelang hier keine Versöhnung von Ratio und Emotio, im Gegenteil: Das „Konventikelwesen“ schaffte zwar neue Gemeinschaftsformen, die aber erkaufte waren mit einem Überwachungssystem. Der Einzelne war vor allem Glied seiner Gemeinschaft, das freie Denken hatte hier wenig Möglichkeit, sich zu entfalten.

Goethes Elternhaus ist von verschiedenartigen Frömmigkeitsformen geprägt. Der Vater achtet zwar gewissenhaft auf die traditionellen Riten seiner lutherischen Kirche, aber es ist wohl eher ein Akt der Gewohnheit und der bürgerlichen Anpassung. Die Mutter neigt dem Pietismus zu, ihre Freundin Susanna Katharina von Klettenberg (das Vorbild der „schönen Seele“) hängt dem Herrnhutischen Kreis an, was sich dann auch eine Weile auf den Sohn auswirkt. Dr. Fresenius, der Goethe getauft hat, ist Anhänger des Spenerschen Pietismus, lehnt aber die Herrnhuter ab. Johann Wolfgang nimmt natürlich am protestantischen Religionsunterricht teil, besucht regelmäßig den Gottesdienst und ist zunächst so bei der Sache, dass er die Sonntagspredigten nachschreibt. Aber bald hat er

² Eine gute Übersicht zum Thema bietet G. Niggel, *„In allen Elementen Gottes Gegenwart“*. Religion in Goethes Dichtung. Darmstadt 2010.

den Eindruck, dass ihm diese Zeremonien nicht mehr zusagen, sein Herz und seine Seele werden davon nicht wirklich erreicht. Er will Gott unmittelbar erleben und erfindet eine gewissermaßen naturreligiöse Liturgie in Form von Rauchopfern. Aber man muss immer bedenken, dass er intensiv die Bibel liest und dabei eine große Vertrautheit mit ihr gewinnt. Vor allem die Patriarchengeschichte und die historischen Bücher haben es ihm angetan.³

In der Leipziger Studienzeit steht er den Pietisten nahe. Seinem Freund Langer schreibt der 20-Jährige: „Mich hat der Heiland endlich erhascht, ich lief ihm zu lang und zu geschwind, da kriegt er mich bey den Haaren.“⁴ Bei der Synode von Marienborn wäre er beinahe beigetreten, aber es gab da einen inneren Widerstand: Bei den „Frommen“ wurde so stark die Verderbtheit der menschlichen Natur betont und so intensiv auf der „Erbsünde“ herumgeritten, dass er auf Distanz zu ihnen ging.⁵ Er wollte „rastlos tätig sein“ und nicht zur Passivität verurteilt sein. So kam er zu der Einsicht, er müsse wohl ein Christ eigener Prägung werden. Unterstützt wurde er durch die Lektüre von Gottfried Arnolds Ketzer-Historie, in der die These vertreten wird, nur die Urkirche sei geisterfüllt gewesen, danach sei immer deutlicher ein Zerfall eingetreten. Die Aufforderung, jeder müsse sein eigenes Credo finden und seine Religion leben, fiel bei Goethe auf fruchtbaren Boden. Noch gravierender war dann die Spinoza-Lektüre. Gott in der Natur finden, im Dasein erleben, das war ein Gedanke, der ihn beflügelte, eine Anschauung, „die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen gelehrt hat.“ Nun war ja Spinoza aus der Synagoge ausgestoßen worden, weil man ihm Atheismus vorgeworfen hatte. Es war natürlich kein Atheismus, sondern eine pantheistische Weltsicht, die er vertrat, und gerade die These „deus sive natura“ beschäftigte Goethe zutiefst. Er war noch auf der Suche nach seinem eigenen Standort und experimentierte gleichsam mit den verschiedenen Möglichkeiten. In einer Beurteilung des Studenten Goethe in Straßburg heißt es: „Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration.“⁶

³ „Es versteht sich von selbst, das wir Kinder, neben den übrigen Lehrstunden, auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichts genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen.“ (*Dichtung und Wahrheit* I, in: Goethes Werke [Anm. 1], Bd. 9, 43).

⁴ *Briefe*. Hrsg. von R. Bach. München 1958, 35.

⁵ Vgl. *aaO.*, 42: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark; ich hatte mich am Anfang sehr stark an sie gewendet; aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen.“ (An Susanna Katharina von Klettenberg, 26. August 1770).

⁶ Zit. n. H.-J. Simm, *Goethe und die Religion. Aus seinen Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen zusammengestellt*. Frankfurt 2000, 81.

Die Phänomene der Welt

Auch die „Entdeckung“ der antiken Religion mit ihren vielen Gottheiten hat den jungen Goethe beschäftigt, zumal die Götter ganz in die Welt hineingehören und gleichsam als die Wirkmächte der Natur verstanden werden können, aber auch als die Sachwalter der Ordnungen und Werte. Die Beobachtung der Natur, ihrer Wandlungen und Werdeprozesse war für Goethe nicht einfach ein wertneutrales objektives Tun, sondern stand in einem religiösen Zusammenhang: Hier konnte man Urkräfte und Wirkmächte beobachten, man wurde zu einer Haltung der Ehrfurcht und des Respekts genötigt. Das Göttliche zeigt sich zwar, aber es entzieht sich auch immer wieder. „Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten“, schreibt er später.⁷

Das Interesse Goethes an den verschiedenen Religionen ist deutlich ausgeprägt. Alle haben sie ihre Bedeutung. Aber keine darf absolut gesetzt werden. Neben dem Christentum und dem Judentum ist ihm vor allem der Islam wichtig. Hatte er sich schon als Schüler mit der hebräischen Sprache befasst, so versucht er sich später mit der Koranlektüre, liest die Märchen aus Tausendundeinernacht und geht poetischen Zeugnissen verschiedener Religionen nach. Er glaubt, von einer Höherentwicklung der Menschheit sprechen zu können, die sich auch in einem entsprechend höheren Ethos niederschlägt. Die Vielfalt der Religionen empfindet er nicht als Gefahr, im Gegenteil, sie wirkt der Neigung entgegen, dem Dogmatismus zu verfallen. Die Offenheit seines Denkens führt dazu, alle Glaubensvorstellungen kritisch zu überdenken, ihre relative Wahrheit aber anzuerkennen. Immer empfindet er die Welt als Schöpfung, sie hat einen göttlichen Charakter, ist aber noch nicht „fertig“, weil sie in einem Prozess begriffen ist.

Seine Kritik an der christlichen Form eines Offenbarungsverständnisses bedeutet keine grundsätzliche Absage an Offenbarung. Er hat immer ein unnennbares Geheimnis respektiert, eine Transzendenz, die nicht rational erklärt werden kann. Daher rührt auch sein Interesse an der Mystik. In der Poesie sah er eine größere Möglichkeit, sich dem Geheimnis zu nähern und der religiösen Erfahrung Ausdruck zu geben als in einer begrifflichen Systematik. Kunst und Religion hat er immer in einer geschwisterlichen Nähe gesehen, man darf sie nicht gegeneinander ausspielen. Natürlich legt sich die Frage nahe, wie denn nun Goethes Einstellung zu Jesus war. Bei seiner ersten Schweizreise, die er mit den Brüdern Stolberg unternahm, war er in jungen Jahren dem Zürcher Theologen Lavater begegnet und hatte sich mit ihm angefreundet. Als er aber merkte, dass dieser ihn zu drängen begann, *seinem* Verständnis von Orthodoxie vorbehaltlos

⁷ Wilhelm Meisters Wanderjahre III (Aus Makariens Archiv), in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 8, 460.

zuzustimmen, ging er nicht nur auf Distanz zu Lavater, sondern im Laufe der Zeit auch zu Jesus. Er war von ihm aufgefordert worden, keinem Menschen zu trauen, der nicht Christ sei, auch keine Gemeinschaft mit ihm zu haben. Das fand Goethe abgeschmackt, „weil dadurch dies erste Principium, warum man glauben soll, aufgehoben wird.“ Das Christentum ist dann nicht mehr Herzenssache, sondern eine fanatische Wut um ein nie zu erweisendes Dogma. „Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig Ernst ist wie dir in dem deinen“, schrieb er ihm.⁸ Nachdem er ein Buch von Lavater gelesen hatte, schrieb er an Frau von Stein: „Die Geschichte des guten Jesus hab ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte.“ Von Lavater zu einer klaren Entscheidung herausgefordert, äußerte er sich so: „Entweder Christ oder Atheist! Ich erklärte darauf, daß, wenn er mir mein Christentum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, so könnte ich mich wohl auch zum Atheismus entschließen, zumal da ich sähe, daß niemand recht wisse, was beides eigentlich heißen solle.“⁹

Das Forschende und Suchende, das Unterwegssein und Weitergehen gehören zur Eigenart Goethes. Er ist nicht in erster Linie ein systembildender Denker, der in logischer Konsequenz ein großes Gedankengebäude errichtet, sondern ein Schauender, ein Sammler, der zunächst einmal viel zusammenträgt, um dann alles zu sichten und Schlüsse daraus zu ziehen. Deshalb spielen die Reisen in seinem Leben eine so große Rolle. Er braucht dann ja auch ein großes Haus, um für all seine Sammlungen Platz zu haben. Wie viel nimmt er in seinen Geist auf, um darauf reagieren zu können, wie viel muss er lesen, um seinen Geist in Bewegung zu halten. Immer wieder gibt es bei ihm Phasen der Reflexion: Er muss innehalten und sich vergewissern, wo er steht, um sich auch seiner Wandlungen zu versichern. Der 21-jährige Student in Straßburg macht eine Art Entwurf für sein Tätigwerden: „Die Sachen anzusehen, so gut wir können, sie in unser Gedächtnis schreiben, aufmerksam zu sein und keinen Tag, ohne etwas zu sammeln, vorbeigehen zu lassen. Dann, jenen Wissenschaften obliegen, die dem Geist eine gewisse Richte geben, Dinge zu vergleichen, jedes an seinen Platz stellen, jedes Wort zu bestimmen ..., das ists, was wir jetzo zu tun haben.“¹⁰ Seine Selbstreflexion von 1797 zeitigt folgende Charakterisierung; „Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz; hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht

⁸ Briefe (Anm. 4), 189.

⁹ *Dichtung und Wahrheit* XIV, in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 10, 16. Am 30. November 1773 hatte Lavater an Goethe geschrieben: „Mein lieber Bruder, Gott weiß es, du bist's noch mehr, seit du's mir gesagt hast: ‚Ich bin kein Christ‘. Ich nehm's keiner Seele übel, die nicht glauben kann; aber von denen wend' ich mein Angesicht, die sagen: sie glauben, u. nicht glauben. Wer glaubt? – u. wem ist des Herrn Arm offenbar?“ Briefe [Anm. 4], 66).

¹⁰ Zit. n. H.-J. Simm, *Goethe und die Religion* (Anm. 6), 81.

stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden und, da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen ihrer Richtung entgegenwirken. (...) Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt, und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. (...) ... er darf nicht lesen, ohne durch das Buch bestimmt zu werden, er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sei ihm so wenig eigen als möglich, tätig dagegen zu wirken und etwas Ähnliches hervorzubringen strebt.“¹¹

Die Phänomene der Welt sind es, die ihn anziehen, die ungeheure Vielfalt des Irdischen mit seinen „offenbaren Geheimnissen“, der ganze Reichtum des Lebendigen und des Stofflichen: Hier war das Feld, das er beackern wollte. An Jacobi schrieb er: „Ich suche das Göttliche in herbis et lapidibus“.¹² Er scheint sich darüber geärgert zu haben, dass – auch damals schon – die Predigten zu wenig „welthaltig“ waren und in einer frommen Binnensprache blieben. Einmal äußerte er sich: „Ich kann das Predigen nicht ertragen, ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergeben.“¹³

Was er aufnahm und sich aneignete, musste verarbeitet werden, damit kein toter Ballast blieb. Weil er Künstler war, ein Meister der Sprache, musste alles eine befriedigende Form bekommen. In „Dichtung und Wahrheit“ hat er sein Bemühen so gekennzeichnet: „Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen ... Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession.“¹⁴

Sein spannungsreicher Charakter, die Neigung, sich – mindestens für eine Weile – mit dem zu identifizieren, was ihn gerade beschäftigte, führte dazu, dass er auch absonderlichen Naturen eine gewisse Plausibilität verleihen konnte: So kann man ihn in Faust und in Mephisto wiedererkennen, so kann er in himmlische Höhen hinauf und in dämonische Abgründe hinuntersteigen. Deshalb kommen im „Faust“ Götter und Dämonen vor, Huren und Heilige, Geister, Narren, Könige und Knechte, aber auch der „Pater Seraphicus“ und die „Mater Gloriosa“. Weil er die ganze Welt mit ihren Kräften und Einflüssen einfangen wollte, musste auch alles mindestens eine symbolische Gestalt bekommen. Was nicht benannt und gerufen werden kann, das gespenstert als Irrsal durch die Zeiten

¹¹ Vgl. *Selbstschilderung* (August 1797), in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 10, 529f.

¹² *Briefe* (Anm. 4), 216.

¹³ *Wilhelm Meisters Wanderjahre* III (Anm. 7), 485.

¹⁴ Vgl. *Dichtung und Wahrheit* VII (Anm. 3), 283.

und hat eine störende Wirkung. Zur Ganzheit des Daseins gehören die hellen und die dunklen Mächte, deshalb muss auch der Schritt ins Ungewisse und Ungebahnte gewagt werden. Irgendwie empfand sich Goethe als ein Geführter und Geleiteter. „Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam“, heißt es in „Dichtung und Wahrheit“.¹⁵ Zu seinen biblischen Lieblingsworten gehört ein Wort aus dem Buch Hiob: „Siehe, er geht vor mir über, ehe ichs gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ichs merke.“ Er vertraute dem „Daimonion“ im Sinne des Sokrates. Von ihm kann er mit Überzeugung sprechen: „Das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult“, das aber auch nicht fragt, „ob und wann ich mag“.¹⁶ Das Vertrauen zu diesem Daimonion gab ihm auch den Mut, sich in immer neue Wandlungen zu wagen. „Man muß sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken“, sagte 1830 der 81-jährige.¹⁷ In seinem Sterbejahr 1832 schrieb er an Wilhelm von Humboldt: „Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue, vielmehr solches noch erst zurecht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.“¹⁸

„Lebt’ nicht in uns des Gottes eigne Kraft“

Wer so vieles in sich aufnimmt und so viel Wissensmaterial sammelt, kann man den noch auf eine klare und eindeutige Position festlegen? Eindeutige Aussagen, thesenhafte Festlegungen und doktrinäre Bekenntnisse lagen Goethe nicht. Sein Denken war nicht von der deduktiven Art, als Suchender umschrieb er die Dinge, setzte sie in ein unterschiedliches Licht, spürte ihrer Spannung nach, der ambivalenten Weite, um dann seine bildhaften Aussagen zu machen. Als Dichter, der schauen will, die Hintergründe mitbedenkt und die Begrenztheit menschlicher Rede berücksichtigt, formuliert er seine Sätze, die oft durch einen Gegen-Satz relativiert werden. Wer enthüllt, muss auch wieder verhüllen, wer sich zu einer Meinung bekennt, muss auch seine begrenzte Sichtweise immer zugeben. Erstrebt wird eine Synthese, die aber immer auch die Pole mitberücksichtigt, es geht um einen Brückenschlag zwischen oft gegensätzlichen Positionen. Je mehr man von ihm ein klares Credo erwartete, desto ausgeprägter war seine Weigerung. Er blieb bei den Fragenden und Suchenden, seine Antworten waren nicht die eines Besserwissers, weil er wusste, dass die Lehrzeit des Menschen kein Ende nimmt.

¹⁵ AaO., 674.

¹⁶ *Tagebuch der Schweizer Reise 1775*, in: *Tagebücher*. Hrsg. von G. Baumann, Bd. 1. Stuttgart 1956 (Goethe. Gesamtausgabe der Werke und Schriften in 22 Bänden; Bd. 11), 45.

¹⁷ Zit. n. R. Friedenthal, *Goethe. Sein Leben und seine Zeit*. Stuttgart 1963, 560.

¹⁸ Zit. n. P. Boerner, *Goethe in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek 1965, 148.

Gott ist unbegreiflich und unbeschreibbar, davon ist Goethe überzeugt. Kein Begriff und keine Formel werden ihm gerecht, aber auch die naiv-anthropomorphen Gottesbilder vergehen sich an der Hoheit und Heiligkeit Gottes. Wenn er sich manchmal schroff und kritisch äußert, dann ist das nur eine Maske, „hinter der ich mich gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte“, wie er 1807 einmal gesagt hat. Sein Widerspruch richtet sich vornehmlich gegen die eingeschliffenen Plattitüden, als könne man über Gott so leichthin plaudern wie über das Wetter. Die Verborgenheit Gottes wird immer vorausgesetzt. In dem berühmten Gedicht „Das Göttliche“ von 1783 heißt es:

„Heil den unbekannten
Höthern Wesen,
Die wir ahnen.“¹⁹

Seine religiöse Einstellung scheint wenig von kirchlichen oder gar liturgischen Impulsen bestimmt zu sein. Man darf allerdings nicht übersehen, wie intensiv er mit der Bibel umgegangen ist und was für eine erstaunliche Kenntnis er von ihr hatte. „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d.h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat“, so betont er.²⁰ Direkte und indirekte Bibelzitate finden sich in seinem ganzen Werk. Obwohl er öffentliche Bekenntnisse mied, konnte er doch der Fürstin Gallizin, die eine bekennende Katholikin war, sagen: „Ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte.“²¹ Als Kanzler von Müller ihn einmal zu einer direkten Aussage drängen wollte, reagierte er: „Es ist unrecht, daß ich mich über diese Dinge hier ausspreche; darüber spreche ich eigentlich nur mit Gott.“²² Auch Sulpiz Boisserée bekam auf eine entsprechende Anfrage im August 1815 die Antwort: „Über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden.“²³ Es wird hier und an vielen anderen Stellen deutlich, mit welchem Respekt er die Gottesfrage behandelt, so dass er eigentlich immer nur indirekte Antworten gibt, aber auf jeden Fall Raum lässt für eine persönliche Frömmigkeit.

¹⁹ *Das Göttliche*, in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 1, 147.

²⁰ *Wilhelm Meisters Wanderjahre* III (Anm. 7), 469. In *Dichtung und Wahrheit* XII (Anm. 3), 510, heißt es: „Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Überzeugung ... liegt zum Grunde meinem sittlichen sowohl als literarischen Lebensbau, und ist als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Kapital anzusehn, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch diesen Begriff ward mir denn die Bibel erst recht zugänglich. Ich hatte sie, wie bei dem Religionsunterricht der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, ja, mich mit derselben sprungweise, von vorn nach hinten und umgekehrt, bekannt gemacht.“

²¹ Zit. n. G. Niggli, *In allen Elementen Gottes Gegenwart* (Anm. 2), 45.

²² Zit. n. M. Otto (Hrsg.), *Worte zur Erfüllung. Johann Wolfgang von Goethe*. Freiburg 1990, 120.

²³ Zit. n. E. Korrodi (Hrsg.), *Goethe im Gespräch*. Zürich 1944, 440.

In der „Pandora“ hat er es so ausgedrückt: Wir Menschen sind „ein Geschlecht, bestimmt, das Erleuchtete zu schauen, nicht das Licht.“ Uns muss also genügen, dass alles erleuchtet wird, auch wenn wir die Quelle des Lichts nicht auskundschaften können. Noch in seinem letzten Lebensjahr hat er an dieser Überzeugung festgehalten. Eckermann notierte sich eine Aussage vom 23. Februar 1831: „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle: es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen und der Mensch hat davon so viel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag.“²⁴

In jungen Jahren hatte sich Goethe mit dem spätantiken Philosophen Plotin beschäftigt. In seinen Schriften stieß er auf die These: „Man muß das Sehende dem Gesehenen verwandt und ähnlich machen, wenn man sich auf die Schau richtet; kein Auge könnte je die Sonne sehen, wäre es nicht sonnenhaft; so sieht auch keine Seele das Schöne, welche nicht schön geworden ist. Es werde also einer zuerst ganz gottähnlich und ganz schön, wer Gott und das Schöne schauen will.“²⁵ Diesen Ansatz hat Goethe in seiner Farbenlehre aufgegriffen, in der er auch über die Funktion des Auges nachdachte. „Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.“²⁶ Er erinnert an die alte ionische Schule, die sagt, Gleiches könne nur von Gleichem erkannt werden. Und hier steht der berühmte Satz, mit dem er den plotinischen Gedanken sich aneignete und ihm eine prägnante Form gab:

*„Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt‘ nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt‘ uns Göttliches entzücken.“*²⁷

An einem solchen Beispiel lässt sich ablesen, dass hinter Goethes Physik durchaus auch eine Theologie stehen kann. Wir sind zwar immer auf das Sichtbare verwiesen, müssen mit den vorgefundenen Phänomenen umgehen, aber wenn wir nicht an der Oberfläche hängenbleiben, öffnen sich geheimnisvolle Zusammenhänge. Das Sichtbare weist auf das Unsichtbare hin, das Kleine auf das Große, das Untere auf das Obere.

²⁴ Zit. n. H.-J. Simm, *Goethe und die Religion* (Anm. 6), 381.

²⁵ Plotin. Auswahl und Einl. von R. Harder. Frankfurt 1958, 61.

²⁶ *Entwurf einer Farbenlehre*, in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 13, 323.

²⁷ *AaO.*, 324 bzw. Bd. 1 (Anm. 19), 367.

„Misset im Naturbetrachten
 Immer eins wie alles achten:
 Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
 Denn was innen, das ist außen.
 So ergreift ohne Säumnis
 Heilig öffentlich Geheimnis.“²⁸

Staunen, Ehrfurcht, Liebe

Das Ganzheitsdenken steckt Goethe gleichsam im Blut, alles verweist immer auch auf anderes. Wenn er sich auch gerade mit einem naturwissenschaftlichen Thema befasst, kann es sein, dass seine Sprache geradezu feierlich wird. Die Steine und Pflanzen, mit denen er umgeht, deren Alter er untersucht, deren Genese ihn beschäftigt, lassen ihn gewissermaßen am Schöpfungsakt teilnehmen. In seinem Essay „Über den Granit“ von 1784 heißt es: „Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfungen gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins (...), ... um sie (diese Klippe) sauste der Geist, der über den Wogen brütete .. . Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt alles an von Leben zu wimmeln.“²⁹ Denkt man nicht bei dieser Sprache an Teilhard de Chardin, der gerade einem Geheimnis der Evolution auf die Spur gekommen ist?

Vielleicht hat der ambivalente Charakter alles Irdischen, haben die dunklen Seiten der Schöpfung Goethe dazu geführt, lieber vom „Göttlichen“ oder vom „höchsten Wesen“ zu sprechen statt von einem personalen Schöpfergott. Seine Redeweise hat oft eine gewisse Nähe zum Pantheismus. Zu bedenken ist allerdings, dass sich seine Ausdrucksweise ändert, je nachdem, womit er sich gerade beschäftigt. Jacobi gegenüber hat er sich einmal dazu auf kennzeichnende Weise geäußert: „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.“³⁰

Es ist eine gewisse Demut in seinen Aussagen über Gott zu erkennen. Die Großmundigkeit ist ihm zuwider, deshalb beschränkt er sich lieber auf die

²⁸ AaO., 358.

²⁹ Vgl. *Über den Granit*, in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 13, 256.

³⁰ *Briefe* (Anm. 4), 684.

schmale Basis menschlicher Erkenntnisfähigkeit. Aber er will sich nicht allein auf seinen Verstand verlassen, der doch so wenig beweisen kann. Im Gespräch mit Johann Daniel Falk betont er sogar: „Wissen und Glauben sind nicht dazu da, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen.“ Im gleichen Gespräch vom 25. Januar 1813 sagt er: „Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt.“³¹ Der Glaube hat in diesem Verständnis sehr wohl seinen Platz. Geist und Materie sah er als aufeinander angewiesene Wirklichkeitsbereiche an: „Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen lässt, anzuziehen und abzustößen“, wie der alte Goethe sich einmal äußerte.³²

Die Wandlungsfähigkeit Goethes und seine Offenheit für neue Eindrücke haben ihn dazu geführt, sich auch mit der islamischen Welt zu beschäftigen. Die erste Beschäftigung mit dem Koran hat ihn eher abgestoßen, als er aber mit dem Werk des persischen Dichters Hafis bekannt gemacht wurde, spürte er eine für ihn ganz überraschende geistige Verwandtschaft mit ihm und fühlte sich geradezu herausgefordert, mit ihm in einen „Wettstreit“ einzutreten. Diese für Goethes Leben durchaus bedeutsame Phase, die auch zur Entstehung der Dichtung „West-Östlicher Divan“ führte, kann hier nicht weiter verfolgt werden. Wenigstens hingewiesen sein soll aber darauf, wie ein Satz aus der 2. Sure des Koran bei Goethe zu einer wunderbaren Formulierung geführt hat. Es zeigt wieder, dass er das Fremde sich aneignen konnte, ohne das Eigene aufzugeben. Im Koran las er: „Gott gehöret der Aufgang und der Niedergang der Sonnen, und wohin ihr euch wendet, ist Gottes Angesicht da.“ Daraus macht Goethe den Vierzeiler:

*„Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.“*³³

Da Goethe kein Besserwisser war, der alles richten und beurteilen wollte, sondern immer als Lernender und Staunender an die Dinge herantrat, konnte er alle Facetten der Weltweisheit aufgreifen und würdigen. Es war nicht einfach Toleranz, die ihn zur Offenheit befähigte, sondern die Bereitschaft, immer wieder in die „Schule zu gehen“, um einen Blick für das Ganze zu bekommen. Überall schien er auf die geheimnisvolle „Göttliche Kraft“ zu stoßen, auch wenn sie sich nur

³¹ Zit. n. H.-J. Simm *Goethe und die Religion* (Anm. 6), 374.

³² *Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz „Die Natur“*, in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 13, 48f.

³³ *West-Östlicher Divan* (Buch des Sängers, Talismane), in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 2, 10.

spurenhaft zu erkennen gibt: Ihr wollte er nahekomen und ihr sprachliche Gestalt verleihen. Dabei griff er auf einen platonischen Begriff zurück, den – zu seiner Zeit – Schelling erneuerte: die Weltseele.

*„Weltseele komm uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Teilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem der alles schafft und schuf.“³⁴*

Es versteht sich von selbst, dass man Goethes Religiosität nicht auf einen einfachen Nenner bringen kann. Manche seiner Aussagen gehören einer bestimmten Stunde an und man kann sie nicht verallgemeinern. Es gibt kritische Töne, mit denen er sich absetzt von einer als trivial empfundenen Frömmigkeit, aber auch Verse, die in einer Gebetssprache verfasst sind, die unmittelbar anrühren.

*„Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust,
Süßer Friede,
Komm ach komm in meine Brust.“³⁵*

Dieses Stoßgebet hat nicht etwa der alte, lebenssatt Dichter verfasst, der weder nach Freuden noch umtriebiger Lebensfülle verlangt, sondern nach Frieden, vielmehr war es der 26-jährige junge Minister in Weimar, der noch den Großteil seiner Lebensfahrt vor sich hatte. Aber insgesamt liebte er eher die „via indirecta“, die Andeutung und verhüllende Rede, das Bildwort, das Raum ließ in viele Richtungen. Hatte er einmal zu persönlich aus seiner innersten Kammer geplaudert, dann verabschiedete er sich von seinen Gesprächspartnern mit den Worten: „Lasst mich einsam zu meinen Steinen dort unten eilen; denn nach solchen Gesprächen geziemt es dem alten Merlin, sich mit den Urelementen wieder zu befreunden.“³⁶ Vielleicht sind es drei bedeutungsschwere Begriffe, die am ehesten seine religiöse Welt kennzeichnen: Staunen, Ehrfurcht, Liebe.

³⁴ *Eins und alles*, in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 1, 369.

³⁵ *Wandrer's Nachtlid*, in: *AaO.*, 142.

³⁶ Zit. n. R. Friedenthal, *Goethe* (Anm. 17), 560.

*„Freudig war, vor vielen Jahren,
 Eifrig so der Geist bestrebt,
 Zu erforschen, zu erfahren,
 Wie Natur im Schaffen lebt.
 Und es ist das ewig Eine,
 Das sich vielfach offenbart;
 Klein das Große, groß das Kleine,
 Alles nach der eignen Art;
 Immer wechselnd, fest sich haltend,
 Nah und fern und fern und nah,
 So gestaltend, umgestaltend –
 Zum Erstaunen bin ich da.“³⁷*

Das Stehen vor Gott

Hier könnten wir unsere bruchstückhafte Befragung Goethes nach seinen religiösen Einstellungen und Aussagen beenden. Da wir aber mit den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ aus dem „Wilhelm Meister“ begonnen haben, soll hier noch ein Nachtrag kommen. In dieser Geschichte wird ja auch der Stufenweg einer Entwicklung religiöser Erfahrung aufgezeigt, der initiatischen Charakter hat und ein Weg zum Selbststand und zur Mündigkeit ist.

In ihrer Herrnhutischen Gemeinde fühlt sich die junge Frau zunächst sehr wohl, auch der Gottesdienst spricht sie an, wenn auch erste kritische Fragen auftauchen. „Ich darf sagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Not Gott gesucht hatte. Es ist unendlich viel gesagt, und doch kann und darf ich nicht mehr sagen. (...) Wie glücklich war ich, daß tausend kleine Vorgänge zusammen, so gewiß als das Atemholen Zeichen meines Lebens ist, mir bewiesen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt sei! Er war mir nahe, ich war vor ihm.“³⁸ Auf theologische Beweisführung und systematische Begründung will sie ganz verzichten, es ist eine gefühlsmäßige Sicherheit, die sie trägt. „Wenn ich Gott aufrichtig suchte, so ließ er sich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor ..., die Erkenntnis meiner Gebrechen war ohne alle Angst.“ Als man aber von ihr erwartete, über ihre Schuld zerknirscht zu sein, da erwacht ein Widerstand in ihr: „An Ernst wollte ich es nicht fehlen lassen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken gewesen. Wie verwundert war ich aber, da es ein für allemal nicht möglich war! Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt“.³⁹ Auch die Vorstellung, Jesus habe

³⁷ *Parabase*, in: Goethes Werke (Anm. 1), Bd. 1, 358.

³⁸ Vgl. *Wilhelm Meisters Lehrjahre* VI (Anm. 1), 387.

³⁹ *AaO.*, 389.

uns durch sein Blut von unseren Sünden gereinigt, kann sie nicht nachvollziehen. Ihr wird allmählich bewusst, dass ihre Jesusbeziehung viel mehr einer innigen Freundschaft gleicht, ja dass ihre Seele „zu einem abwesenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermutlich viel wesentlicher und wahrhafter ist, als wir vermuten“.⁴⁰ So wandelt sich ihre Frömmigkeit immer mehr von einer unterwürfigen Haltung zu einer selbstbewussten Form mündiger Partnerschaft. „In kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit sich aufzuschwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war“:⁴¹ das Stehen vor Gott. Von ihren spirituell geprägten Mentoren wird sie angeleitet, das Menschsein nicht unter dem Aspekt erbsündlicher Versehrung und Schuldprägung zu betrachten, sondern die Größe und hohe Möglichkeit des Menschseins wahrzunehmen. „Es muß also in dem Begriff des Menschen kein Widerspruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, so ist es doch umso mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advokat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unsrer Gottähnlichkeit bestätigen können.“⁴² Warum auch soll sich der Mensch herabsetzen und seine eigene Würde missachten, wenn Gott selbst die Gestalt des Menschen angenommen hat? Gegen die pietistische Skepsis gegenüber den menschlichen Möglichkeiten wird ein anderer Akzent gesetzt: „Tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten lässt, bis wir es außer uns oder an uns auf eine oder die andere Weise dargestellt haben.“ Hier kommt natürlich Goethes eigene Überzeugung sehr deutlich zur Erscheinung. Wenn die junge Frau von sich erzählt, dass ihr allmählich die ganze Schöpfung als das „Buch Gottes“ erschlossen wird, wird sie in besonderer Weise zum Sprachrohr des Dichters: „Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug, wie interessant war mir das Werk seiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Atem seines Mundes hatte beleben wollen!“⁴³

Vielleicht ist in diesen Überlegungen und diesen Texten deutlich geworden, wie aktuell Goethes Denken und Dichten geblieben ist. Vermutlich werden sehr viele Menschen unserer Gegenwart diesen Positionen zustimmen und sich darin wiedererkennen. Vor allem ist es der Gedanke des forschenden Weges, des fragenden Vorantastens, der vorsichtigen Vergewisserung, der dankbar aufgegriffen wird, es werden nicht vorschnell abschließende Thesen vorgetragen, sondern Denkmöglichkeiten eröffnet und Horizonte aufgezeigt. War Goethe ein Christ? Darüber kann man endlos diskutieren. Dass er ein zutiefst religiöser Mensch war, ist zunächst einmal wichtiger.

⁴⁰ Vgl. *aaO.*, 394.

⁴¹ *AaO.*, 394f.

⁴² *AaO.*, 404.

⁴³ *AaO.*, 416.